

Befolgung biologischer Richtlinien

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gesundheitsnachrichten / A. Vogel**

Band (Jahr): **35 (1978)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-970331>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Befolgung biologischer Richtlinien

Als ich einmal während eines Januars mit meiner Familie im Urubambatal weilte, hatte ich Gelegenheit zu beobachten, dass die Nachkommen der Inkas an den guten Ratschlägen ihrer Vorfahren betreffs biologischen Landbaus festhielten. Ich entdeckte zwar im oberen Teil des Tales ein Düngerwerk, das der Staat erbaut hatte, um nach moderner Methode aus der Luft Stickstoff herauszuholen. Die Erstellung dieses Werkes hatte viel Mühe und grosse Kosten erfordert, aber das Werk stand still. Dies erfuhr ich mit Hilfe meines Dolmetschers, dem ein Eingeborener auf meine Frage hin Auskunft erteilte. Obwohl der Staat den Dünger gratis zur Verfügung stellte, fand er keinen Absatz, denn die Bevölkerung konnte sich nicht mit dieser neuen Düngmethode befreunden. Sie war gewohnt, den Boden in regelmässigem Rhythmus ruhen zu lassen. Wenn ein Feld ruhte, dann konnten die Tiere darauf weiden. Das war die Methode, der die alten Inkafürsten huldigten, und diese genoss noch immer das volle Vertrauen der ländlichen Bewohner. Ich konnte mich vergewissern, dass der Boden wirklich gut und tiefgründig war. Warum sollte also die jahrhundertealte Erfahrung neuen, ungewissen Methoden weichen? Das Tal ist ausserordentlich fruchtbar. Im oberen Teil gedeihen Kartoffeln, verschiedenartiges Gemüse nebst Früchten und Beeren, wie diese auch in unserer gemässigten Zone vorkommen. Weiter unten verengt sich das Tal, und der Urubambafluss, den kleinere Nebenflüsse stets etwas speisen, wälzt sich zum Teil mit kräftigen Wellen daher. Einem Kanufahrer würden diese allerlei Mühe bereiten, wenn er bis ins tropische Urwaldgebiet gelangen möchte. Gemeinsam werden diese Wassermengen etwa 4000 Kilometer zurücklegen müssen, bis sie endlich mit den Wellen des Ozeans in Berührung kommen. Zuvor aber nimmt der Amazonas den Urubambafluss in sich auf. Lang und bewegt ist die Reise bis dorthin und noch länger bis zur Mündung in den

Ozean. Der mittlere Teil des Urubambatales weist bereits tropischen Charakter auf. Von dort führt ein Bus die Reisenden auf einer Bergstrasse nach der letzten Zufluchtsstadt der Inkafürsten. Bis sie aber erst einmal so weit sind, müssen sie östlich von Cuzco eine altmodische Bahn benützen. Diese steigt den Berg in Spitzkehren hinan, an terrassierten Feldern und einem Eukalyptuswäldchen vorbei, bis sie schliesslich auf den Bergrücken gelangt, der etwa 4000 Meter hoch ist. Vom dortigen Pass vermutet man, er habe dem letzten Inkafürsten zur Flucht gedient, als er ihn mit seinem Gefolge und seinen Sonnenjungfrauen überquerte, kurz bevor die spanischen Eroberer mit ihrem Golddurst dem eigenartigen Reich ein Ende bereiteten. Im tiefblauen Himmel stehen die schneebedeckten Berge der Anden. Während zu dieser Jahreszeit in der gemässigten Zone der Schweiz sportbegeisterte Menschen ihre Winterfeste feiern, herrschen hier trotz der achtbaren Höhe ganz andere Verhältnisse. Bei einem kurzen Halt in Pachana kletterten nämlich Indianerfrauen über die Mauer, die die Bahnlinie vom Dorf trennte. Trotz ihren vielen, weiten Rücken waren sie noch behende genug dazu. Zur Glanzzeit des Inkareiches waren diese Ketschua-Indianer unterworfen worden. Sie nutzten nun den Halt des Zuges aus und brachten allerlei Feldfrüchte daher, ja sogar frische Kirschen, die sie demnach im Januar ernten konnten. Es war allerdings ein Risiko, sich zu deren Kauf verleiten zu lassen, gab es doch kein Wasser, um die Früchte oder die eigenen Hände zu waschen. Aber an das dachten die handelstüchtigen, sonst so scheuen Indianerinnen keineswegs, denn ihre Früchte waren schön und gut ausgereift, ein Beweis, dass der Boden wirklich gute Ernten zeitigte, wenn man ihn biologisch bewirtschaftete.

Geschickte Verwertung fruchtbarer Erde

In weiten Kehren führte die Bahn von hier zur Bushaltestelle, von wo wir zur

Siedlung von Machu Picchu inmitten der wuchtigen Bergwelt gelangten. Auch hier erwies sich der Fleiss dieses Volkes als äusserst nützlich. Ein Grossteil des Berges war terrassiert und diente zur Nahrungsbeschaffung der damaligen Flüchtlinge. Während weit unten im Tal Tropenfrüchte gedeihen und während sich in den Urwäldern die schönsten Orchideen entfalten, konnten die Bewohner von Machu Picchu auf ihren sorgfältig erstellten Terrassen allerlei Pflanzen der gemässigten Zone ziehen. An Blumenschmuck zeigten sich bei unserem Besuch noch vereinzelte Gladiolen. An Wasser fehlte es nicht, denn diese Gegend war niederschlagsreich, zudem hatten die geschickten Herrscher des Landes ein Kanalsystem erbauen lassen, dessen Ueberreste noch

immer sichtbar sind. An Irrigations- und Trinkwasser fehlte es nicht, denn ringsum stiegen die nahen, wuchtigen Berge in die Höhe, und diese hatten genügend Feuchtigkeit abzutreten. Wilde Cocapflanzen wachsen an den Hängen, und es ist bekannt, dass diese den Einheimischen zur Stärkung als unentbehrlich erscheinen, wiewohl sie eher ein Aufpeisch- als ein Kräftigungsmittel darstellen.

So sieht es also im Lande des einstigen Inkareiches heute noch aus, denn die jetzige Bevölkerung ist klug genug, die wertvollen Erfahrungen biologischen Landbaues nicht preiszugeben, um dadurch die Fruchtbarkeit des Bodens zu gefährden. Es würde gar nichts schaden, wenn sie uns als gutes Beispiel dienen würden.

Baptisia

Auf meinen ausgedehnten Reisen durch die Indianergebiete von Amerika, und zwar von Südkalifornien bis nach Kanada, weit über Vancouver hinauf, begegnete ich immer wieder dem gelbblühenden Busch der Baptisiapflanze. Diese goldenen Sträucher leuchteten mir aber auch in den östlichen Gegenden von Georgia entgegen bis weit über Montreal hinauf. Ich fand die blühenden Büsche aber auch weiter nördlich im Seengebiet von Lorenz vor. Die Indianer bezeichnen diesen Strauch als «rattle bush». Bekannt ist er allgemein als Baptisia oder wilder Indigo, während er in einigen Gebieten auch den Namen «horsefly weed» trägt.

Die Pflanze wird ungefähr einen Meter hoch. Ihre kurzen Blättchen verfügen über eine blau-grüne Farbe, weshalb sich die Navajoindianer ihrer zum Färben der Wolle bedienen. Wie ein goldenes Geschenk der Natur leuchten im Juli und August die gelben Schmetterlingsblüten der Baptisiasträucher allüberall da, wo sie sich entfalten konnten. Die Indianer verehren diesen Strauch als wertvolle Heilpflanze, und fast alle ihre Medizinmänner verwenden sie ihrer heilsamen Wirkung wegen viel, weil sie sich dadurch bei Leidenden

Erfolg versprechen können. Bei den Sioux-Indianern steht bekanntlich die Echinaceapflanze an erster Stelle. Da aber beide Pflanzen, der Sonnenhut wie auch der Baptisiastrauch, antiseptisch wirken, gebraucht dieser Indianerstamm die beiden Pflanzen gerne im regelmässigen Wechsel. Während Echinacea hauptsächlich gegen alle Formen von Entzündungen und Vergiftungen Verwendung findet, wie auch als Gegenmittel gegen allerlei Infektionen sowie äusserlich gegen sämtliche Geschwürbildungen, leistet Baptisia seine besten Dienste, wenn sich bereits ein stinkender Geruch geltend macht.

Verwendbarkeit

Die Indianer verwenden die ganze Pflanze, wenn sie sich ihrer bedienen. Wir wissen zwar heute, dass die Wurzeln stärker wirken als die Aeste und die Blätter, aber gleichwohl bereiten die Indianer aus der ganzen Pflanze einen Absud, um diesen zur Behandlung schlecht heilender oder gar faulender Wunden zuzuziehen. Dies ist besonders auch der Fall, wenn sich gangränartige Zustände gebildet haben. – Bei grippeartigen Erkrankungen nimmt man Baptisia auch innerlich ein,